Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 20

Artikel: Reise nach Belgien in Kriegszeiten

Autor: W.G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zur Lagerung der Vorräte von Heu und Stroh. Nach und nach kamen die Abgrenzungen. Zunächst wurde ein Raum für die Frauen und Kinder abgesondert, aber ohne Decke, wie aus dem alamannischen Recht hervorgeht, welches bestimmte, daß neugeborene Kinder erbberechtigt sind, sobald sie die obersten Dachbalken sehen. Das Merkwürdigste ist, daß ohne Berücksichtigung der Seitenwände des Hauses eine vollständige Stube mit 4 Seitenwänden, Boden und Decke in die Küche hineingestellt wurde, wie ich selber in einem alten Hause hinter dem See bei Lauenen sehen konnte. Es wurde aber streng darauf geachtet, daß der Herd immer an der gleichen Stelle blieb, mitten unter dem Dachbalken. Das „Stubenwerch" entwickelte sich dann seitwärts, indem nach Bedürfnis noch ein oder zwei Stuben hinzugefügt wurden und aufwärts unter dem Dach die Gaden als Schlafstätten auch geschlossene Räume wurden. Diese Gaden sind dunkel und als die schlechtesten Räume des Bauernhauses zu bezeichnen, weil nie ein Sonnenstrahl hineinleuchtet. Das große Strohdach bedeckte bald grünes Moos, dann entwickelte sich darauf eine zahlreiche Vegetation von Gras und Blumen; sogar Bäume, Weiden und Obstbäumchen wachsen wild auf den 100jährigen Strohdächern. Die sonderbarste Erscheinung ist der Hexentanz, kreisförmige Ringe von größern Moosarten in Durchmessern von 2-3 Meter, die bis auf Entfernungen von 2—300 Meter sichtbar und mir noch unerklärlich sind. Das Berner Bauernhaus erreicht ein Alter von mehreren hundert Jahren, wo Dutzende von Generationen nach einander darin aufwachsen, ohne daß bauliche Veränderungen notwendig wurden. Das ursprünglich einstöckige Haus wurde im 17. und 18. Jahrhundert bei Neubauten allmälig zweistöckig. Dadurch gewann der untere Stock Licht und Sonne. Um auch dem obern diesen Vorteil zu verschaffen, wurde das Dach auf der Breitseite des Hauses gekürzt. Die Gaden wurden helle Zimmer und Luft und Licht trat in alle Räume, ohne den Charakter des Hauses wesentlich zu beeinträchtigen.

Mit den Fortschritten des Getreidebaues erfuhr gleichzeitig auch die Scheune eine bedeutende Veränderung, sie wurde auch zweistöckig wie die Wohnung, weil auch die Heustöcke und Garbenstöcke mehr Raum erforderten. Das Hinaufgabeln von Heu und Getreidegarben auf den zweiten Stock wurde aber eine sehr anstrengende und zeitraubende Arbeit. Diesem Uebelstande wurde durch die „Einfahrt" in den obern Stock abgeholfen, welche einen seitlichen Anbau bildet. Diese Neuerung führte zu neuern Dachkonstruktionen, welche die Hohstüde verdrängten.

Zu einem richtigen Berner Bauernhaus gehören noch wenigstens zwei Nebengebäude, die aus verschiedenen Gründen immer in einer Entfernung von 10—20 Meter vom Hause aufgebaut sind: das Ofenhaus und der Speicher. Das Ofenhaus war ursprünglich auch das Badehaus und wird als solches im Alamannenrecht schon im Jahre 700 bezeichnet. In einem großen Kupferkessi wurde das Badewasser erwärmt und in eine große hölzerne Bütti gegossen, wo Kinder und Erwachsene sich im Bade ergötzen konnten. Neben der Feuerstelle steht festgemauert der große Backofen, wo Kuchen und Brot für den Hausbedarf gebacken wurden. Das Ofenhaus dient auch als Waschhaus. Die Wäsche wird in einer oder mehreren Bütten eingelegt mit Holzasche. Im Kupferkessi wird das Wasser erwärmt und während einer Nacht wird kochendes Wasser über die Wäsche gegossen. Am folgenden Tag erscheinen viele Wäscherinnen und bringen ziemlich viel Aufregung in den Bauernhof, besonders wenn die saubere Wäsche, welche der Stolz der Bäuerin ist, vom Regen bedroht wird oder andere unvorhergesehene Unannehmlichkeiten eintreten, wie Gotthelf erzählt, daß die Magd in der Nacht statt Holzasche Turbenasche auf die Wäsche gelegt, so daß die Wäsche braun, anstatt weiß wurde. Die Bäuerin rief in ihrer Verzweiflung den ganzen Tag: „Tusig Donner, Turbenäsche". Das Ofenhaus hat bei uns kein Kamin, der Rauch tritt durch die vergitterten Wände des Daches ins Freie. Darum ist das Ofenhaus schwarz und entbehrt jeder Verzierung.

Dagegen ist das andere Nebengebäude des Bauernhofes, der Speicher, wohlgepflegt, sauber und mit Ornamenten und Inschriften geziert. Der Speicher war früher viel kleiner, aber immer stand er auf Pfählen und steht, wie das Ofenhaus, in einiger Entfernung vom Wohnhaus, damit er im Falle einer Feuersbrunst weniger der Gefahr ausgesetzt sei; denn er diente von jeher zur Aufbewahrung der Lebensmittelvorräte: Getreide, Brot, dürres Obst, aber auch zum Bergen von Kostbarkeiten, schönen Kleidungsstücken ꝛc. Er wurde auf Pfähle gestellt, um die Vorräte vor Feuchtigkeit und Nagetieren zu schützen. In dem fast 200jährigen Kriege der Alamannen gegen die Römer von 212 bis 406 fielen oft römische Heere in das alamannische Gebiet ein, verbrannten und töteten, was sie erreichen konnten. Da galt es Leben und Lebensmittel zu retten durch Flucht in den Wald. Unter den kleinen Speicher wurde zwischen die Pfähle ein Wagen gestellt, die Pfähle weggeschlagen und mit flinken Rossen wurde der Speicher auch in den Wald geborgen. So kleine Speicher finden sich noch heute in Nordsavoyen bis an den Fuß des Montblanc. Mit der Zunahme des Getreidebaues wuchsen auch die Speicher in die Breite und in die Höhe und wurden zuletzt mit schönen Lauben eingefaßt, mit Holzschnitzereien, farbigen Wappen, Bildern und Inschriften geziert.

Viele Speicher wurden in „Stöckli" verwandelt, als Wohnung eingerichtet für Vater und Mutter, wenn der Sohn geheiratet und das Heimwesen übernommen hatte.

Eine verwandte Bauart des Berner Bauernhauses ist das „Tätschhaus" im Amt Schwarzenburg und das Oberländer Chalet, beides auch Holzbauten, aber den Forderungen des schneereichen Gebirgslandes angepaßt. An Stelle des Strohdaches tritt das Schindeldach, die Schindeln und das ganze Dach werden durch schwere Steine, „zentnerige Dachnägel" festgehalten. Im Gebirge würde das hochgiblige und breite Dach des Berner Bauernhauses den Stürmen eine zu große Angriffsfläche bieten, während sie über das niedere Tätschhausdach hinwegsausen.

Reise nach Belgien in Kriegszeiten.

Was die Kriegsberichte anbetrifft, so ist man auf die deutschen Nachrichten angewiesen. Es erscheinen täglich einige Blätter in französischer und flämischer Sprache, die aber vorher zensuriert worden sind. Die deutschen Behörden affichieren täglich auf dreisprachigen Plakaten und in großer Schrift ihre offiziellen Telegramme, genau so wie wir sie hier in unseren Zeitungen lesen. Auch die offiziellen Nachrichten der feindlichen Staaten dürfen in allen Zeitungen gebracht werden. So sind die Belgier ziemlich gut unterrichtet. Hier sei bemerkt, daß die Schweiz überall rühmlichst hervorgehoben wird, weil es bekannt ist, was sie alles für die notleidenden Belgier, für die Flüchtlinge und für die Kriegsgefangenen getan hat. Das Losungswort der Belgier aber ist Amerika. Damen und Herren tragen neben belgischen Farben auch Abzeichen mit dem amerikanischen Wappen in ihrem Knopfloch. Amerika liefert nämlich der gesamten Zivilbevölkerung Belgiens das Brot, d. h. das dazu nötige Getreide und zwar, soviel mir bekannt, unentgeltlich (? d. R.). Damit die deutschen Behörden nichts davon in Beschlag nehmen können, überwacht eine amerikanische Kommission die

richtige Verteilung desselben. Jede Familie erhält von der Gemeindebehörde eine Karte, mittelst deren sie jeden Tag per Kopf 250 Gramm Brot zum Preise von 44 Rp. das Kilo erheben kann. Das Brot ist allerbestes Weißbrot. Ein Teil dieses Erlöses kommt den Hilfskomitees zu und kann zu wohltätigen Zwecken verwendet werden. Unbemittelte, hülfsbedürftige Familien erhalten das Brot kostenlos. Diese Konsumenten sind aber gezwungen, immer zum gleichen Bäcker zu gehen. Was die andern Nahrungsmittel anbetrifft, so habe ich mich selbst davon überzeugt, daß sie so billig oder noch billiger sind als in der Schweiz. Auf dem Markt kosteten Mitte März Kartoffeln 14 Rp. das Kilo. Frische Eier 11—13 Rp. das Stück. An Gemüsen aller Art herrscht ebenfalls kein Mangel. Fische und Geflügel werden verkauft wie in Friedenszeiten. Das Fleisch ist billiger als in der Schweiz. Die Verhältnisse waren aber zu Beginn des Krieges anders, weil die deutschen Behörden anfänglich alle Vorräte in Beschlag nahmen. Gewisse Geschäfte gehen gut; der Besitzer einer Papeterie und Ansichtspostkartenhandels versicherte mir, er hätte nie zuvor so gute Einnahmen gehabt. Die deutschen Soldaten hätten ihm die ältesten Vorräte seiner Karten abgekauft; auch die Zigarrengeschäfte haben bessere Einnahmen.

Durch die vielen öffentlichen Konzerte, die von Militärmusiken täglich auf Plätzen und in Paris gegeben werden, suchen sich die Deutschen mit der Bevölkerung vertraut zu machen. Die königlichen Gebäude sind in Spitäler umgewandelt und die verschiedenen Ministerien von der deutschen Kommandatur bezogen worden. In der Umgebung von Brüssel gibt es auch Hallen für Zeppelinluftschiffe und Fesselballons; von den letztern sind beständig 2 oder 3 in der Luft, um das Nahen feindlicher Flieger zur rechten Zeit signalisieren zu können. In Berchen-St. Agate habe ich eine Zeppelinhalle aus nächster Nähe gesehen und zwar gerade am 26. März, an dem Tage, wo sie laut französischen Berichten von Fliegern vernichtet worden sein sollte. Ich bemerkte noch zu meinem Reisegefährten, wie gut der grüne Anstrich getroffen sei, namentlich des Daches, so daß es aus der Höhe sehr schwer von dem Rasen zu unterscheiden war, auf dem sie stand. Ganz gewaltig ist der Automobilpark, über den die Deutschen verfügen. Auf allen Straßen begegnen wir beständig Automobilen aller Art. Jedenfalls muß hier kein Benzinmangel herrschen. Daß an der Front sehr viel Autos gebraucht werden, bezeugte mir eines Tages ein Eisenbahnzug, der nach Deutschland zurückfuhr und dessen hauptsächlichste Ladung aus zusammengeschossenen Autos bestand. Verwundetenzüge, sogenannte Lazarettzüge, habe ich mehrere gesehen. Diese sind großartig eingerichtet und ihre Reinlichkeit ist musterhaft. Auch sei erwähnt, daß die Impfung gegenwärtig eine große Rolle spielt; laut Aussagen eines Unteroffiziers muß jeder Soldat, bevor er an die Front kommt, sechsmal und zwar an verschiedenen Stellen des Körpers und gegen verschiedene ansteckende Krankheiten geimpft werden. Die Leute werden oft durch dieses Impfen schrecklich hergenommen.

Eines Tages machte ich mit meinem Freund einen Abstecher nach dem berühmt gewordenen Mechelen. Auf dem Wege besichtigte ich die Schlachtfelder und namentlich die heimgesuchten Ortschaften oder vielmehr die Plätze, wo sie gestanden haben. So kam ich durch Eppeghem, das fürchterlich gelitten hat. Diejenigen Teile der Ortschaft, die dem Artilleriefeuer ausgesetzt waren, sind fast vollständig vom Erdboden verschwunden. Daneben stehen noch Häuser, die durch einzelne Geschosse so gelitten haben, daß sie jeden Moment zusammen zu stürzen drohen. Die Kirche, deren Turm glatt abrasiert ist, stellt im Innern einen Trümmerhaufen dar. Gräßlich muß hier der Kampf getobt haben. Etwas weiter muß eine kleine Ortschaft gerade im Artilleriefeuer gestanden haben. Diese ist ganz abgemäht und dem Erdboden gleich gemacht. Nichts mehr ist davon zu sehen und niemand würde erraten, daß hier eine Ortschaft gestanden, wenn nicht noch die Fundamente der Häuser und die Kellerlöcher zu sehen wären. Interessant sind auch die Bäume. Die Straße nach Mechelen ist zu beiden Seiten durch dicke Stämme von je 30—50 Meter Abstand eingerahmt. Solche von 60 cm Durchmesser sind ganz entzweigeschlagen. Auch sah ich Stämme, die durch Geschosse kleineren Kalibers (7,5 cm) fein durchbohrt sind, als wäre das Loch mit einer Maschine gemacht. Andere Stämme enthielten wiederum verirrte Infanteriegeschosse in großer Zahl. Der Krieg wird hier noch jahrzehntelang seine Spuren zeigen.

Nun kamen wir nach Mechelen; der Turm der Kathedrale winkte uns schon aus weiter Ferne zu. Beim Eingang in die Stadt mußten wir bei Schildwachen vorbei, die uns unsere Pässe abverlangen konnten. Mir war nicht gerade gut zu Mute, denn auf meinem Paß stand deutlich: „Falls Vorzeiger außerhalb obgenanntem Wege betroffen wird, ist er festzunehmen.“ Und ich befand mich ja gerade auf einem ganz andern Wege als der Paß vorzeigte. Mein Freund, der diesen Weg schon gemacht hatte, sprach mir aber Mut zu, und so gingen wir tapfer weiter. Mit der Zigarette im Munde diskutierten wir miteinander beim Passieren des Postens in flämischer Sprache, grad als ob wir Leute des Ortes wären und das Glück war uns noch insofern günstig, weil im selben Moment von der entgegengesetzten Seite eine große Fahrradabteilung daher gesaust kam, der der Posten mehr Beachtung schenkte als uns Zivilisten. Ein zweiter Posten war einige hundert Meter weiter noch zu passieren auf einer Brücke, er hielt Fuhrwerke an.

Beim Betreten des Vorortes fiel mir sofort auf, daß sämtliche Haustüren demoliert und die meisten nur provisorisch zugemacht waren. Mein Begleiter kannte den Grund dazu nicht, hingegen konnte uns jener Soldat, der mir schon über die Begebenheiten in Löwen Auskunft gegeben hatte, Bescheid geben. Er hätte selbst etwa 200 Türen eingeschlagen, erklärte er mit lächelnder Miene, und zwar sei dies gemacht worden, weil die Häuser alle verschlossen und die Leute geflüchtet waren, und sie sich davon vergewissern wollten, daß sich ja keine Soldaten mehr darin befänden. Die Bekanntschaft dieses Soldaten machte ich in Gent. Eines Tages war ich zusammen mit meinen besten Freunden in einem Café (unserm Stammlokal) in heiterem, flämischen Gespräch verwickelt. Da kam dieser Soldat hinzu, und da ihn meine Kollegen bereits kannten, erlaubte er sich, unter uns zu sitzen. Er war jetzt Automobilführer in schwarzen Wachstuchkleidern. Ich zeigte eben meinen Kameraden Photographien von meinem Militärdienst, und so vernahm er, daß ich Schweizer sei. Dann fingen wir an, uns in deutscher Sprache zu unterhalten, und nachdem ich für ihn einen Schoppen bestellt, wurde der Mann gesprächig. Andern Tages fand ich ihn wieder und wir begrüßten uns als alte Bekannte. Er war auch Träger des eisernen Kreuzes. Da er mir einmal erklärte, er hätte noch keinem Menschen ein Leid getan, frug ich ihn, wieso er denn zu diesem Tapferkeitsorden gekommen sei. Das sei folgendermaßen zugegangen, erklärte er mir: Nach dem Brand von Löwen habe er sich als Automobilführer gemeldet, da man solche Leute nötig hatte. In Zivil besitzt er selbst ein Auto und sei Inhaber eines Führerpatentes. Er habe das Glück gehabt, Führer des Autos des kommandierenden Generals von B... zu werden. Als solcher habe er diesem große Dienste geleistet. Er habe sich nämlich früher verschiedene Jahre in Antwerpen aufgehalten und so kannte er die Stadt und die beiden Forts Waelhem und Wawre-St. Catherine, die zunächst Mechelen liegen und zur Beschießung auserlesen waren und in denen er als Zimmermann gearbeitet hatte, besser als mancher belgischer Offizier der Besatzung. Dieser Umstand brachte ihm das eiserne Kreuz.

Gehen wir nach Mechelen zurück. Diese Stadt hat lange nicht gelitten wie Löwen. Wohl sind inmitten der Stadt eine Anzahl Häuser durch Bombardement in Trüm-

An unserer Grenze: Blockhaus mit davor liegenden Drahthindernissen.

merhaufen verwandelt, aber diese Ruinen sind doch in geringerer Zahl, und ringsherum sind die Häuser unbeschädigt und bewohnt. Schwer gelitten hat die schöne Kathedrale, in die sich einige Kanonenschüsse einbohrten. Hier sind all die prächtigen, aus alter Zeit stammenden, gemalten Fensterscheiben vernichtet. Im Hofe vor der Kirche steht eine mächtige Christusfigur am Kreuze. Eine Kanonenkugel ist in nächster Nähe in die Kirche eingedrungen, der Christus aber ist wie durch ein Wunder unversehrt geblieben.

Viel mehr mitgenommen als obige Stadt sind einige Orte in der Nähe von Gent. So z. B. Termonde und Quatrecht. Die gute Hälfte der Häuser sind hier zu Ruinen geworden. Gent selbst ist durchaus unversehrt. Hier fand ich das Etablissement wieder, in dem ich während 8 Jahren tätig gewesen war. Es sah aber nicht aus wie ich es am 1. August 1914 verlassen hatte. An ein Wiederaufnehmen meiner früheren Beschäftigung war nicht zu denken. Von den 1000 Arbeitern, die die Firma beschäftigte, sind jetzt nur noch einige wenige tätig. Die deutsche Kommandatur wollte nach dem Einrücken der deutschen Truppen in Gent die Konstruktionswerkstätten zur Lieferung von Geschossen für Artillerie beschäftigen. Die Direktion lehnte dieses Anerbieten selbstverständlich ab. Hierauf wurden eine große Anzahl Werkzeugmaschinen durch die Truppen aus dem Atelier entfernt und nach Deutschland abgeführt. Andern Firmen ist es ganz gleich gegangen.

Wie ich schon betont habe, hätte man in den Städten Belgiens, die unversehrt geblieben sind, nicht das Empfinden, mitten in Kriegszeiten zu leben, wenn man nicht beständig Massen Soldaten begegnen würde. Dazu trägt noch der Umstand bei, daß überall junge Leute zu sehen sind, die eigentlich militärtauglich wären. Dies ist der belgischen Verfassung zuzuschreiben. Bis jetzt besaß Belgien eine aktive Armee und daneben eine Bürgergarde, die aus den Leuten gebildet wurde, die nicht zum Militärdienst einbezogen wurden. Diese Bürgergarde hielt ihre Uebungen jeweilen nur an Sonntagvormittagen ab und zwar nur vom Frühjahr bis im Herbst. Auch ihre Ausrüstung war für einen Feldzug ungenügend. Beim Rückzug der Armee wurde diese Bürgergarde nach Hause gesandt. Von diesen jungen Leuten haben sich aber nachträglich viele über Holland **nach Frankreich** begeben, um sich bei der Armee freiwillig zu stellen. Um dies zu verhindern, müssen sie sich jede Woche auf der deutschen Kommandatur präsentieren. Sollte doch eine Flucht vorkommen, so werden die Eltern und Familienangehörigen der Flüchtlinge dafür haftbar gemacht.

Meine belgischen Kameraden drückten sich oft lobend aus über die schweizerische Armee. Sie sind der Meinung, wenn sie eine Armee gehabt hätten wie die unsrige, würde Deutschland seinen Schritt nicht gewagt haben. Ich aber möchte zum Schlusse allen wahrhaften Eidgenossen, welchen Standes und Partei sie auch seien, den Rat erteilen, treu zum weißen Kreuz im roten Feld zu stehen. Der gegenwärtige Krieg überzeugt uns immer mehr davon, daß eine gut disziplinierte und wohl ausgebildete Armee, wie sie zum Glück unser Vaterland besitzt, auch für das neutralste Land nötig ist, wenn es nicht das erleben will, was Belgien hat über sich ergehen lassen müssen. *W. G.*

Frühlingsnacht.

Ueber'n Garten durch die Lüfte
Hört' ich Wandervögel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's schon an zu blühn.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz herein!

Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und in Träumen rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's:
Sie ist Deine, sie ist Dein!

J. Freiherr v. Eichendorff.